

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 82 (1956)

Heft: 51

Rubrik: Der Rorschacher Trichter : Nebelspalter-Beilage mit Glossen, Possen, Skizzen und Witzen von Werner Wollenberger

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rorschacher Trichter



Nr. 28

Werner Wollenberger

Die Cabareportage:

In einer Nacht wie jeder anderen...

Fragen Sie meine Frau, fragen Sie meine Eltern, fragen Sie meine gesammelten Verwandten – alle werden sie Ihnen unter betrübtem Schütteln des Kopfes bestätigen, daß mein Familiensinn von erschreckender Winzigkeit ist. Wer ihn mit der Lupe suchen wollte, mußte schon eine ganz besonders stark vergrößernde nehmen. Und auch dann wäre seinen Nachforschungen noch nicht unbedingt Erfolg garantiert ...

Ich vermöchte nicht anzugeben, woher dieser bedauerliche Mangel stammt. Ich weiß nur, daß ich Anlässe familiären Charakters ungefähr so sehr schätze wie einen Wolkenbruch, eine Feuersbrunst oder ein Erdbeben. Geburtstagsfeiern bei Tanten sind mir ein Greuel, Sonntagsvisiten bei Großmüttern ein Albtraum und Hochzeiten von Cousinen ein Anlaß nach Südafrika auszuwandern ...

Allerdings gibt es eine Ausnahme. Sonderbarerweise und auf mir selber nicht begreifliche Art liebe ich

es, am heiligen Abend gebäckknabbernd, mandarinen-lutschend, nüsse-knackend im Kreise verwandter Menschen zu sitzen. Ohne den geringsten Wutanfall zu bekommen, höre ich den Erzählungen von Hanslis Masern und Großvaters Rheuma zu, und lasse ich mir die Geschichte vom Neffen Theodor, der im Begriffe ist, unter seinem Stand zu heiraten, erzählen. Ich sitze da, knabbere, lutsche und knacke und starre in das sanfte Licht der Kerzen und fühle mich zuhause. Und wenn ich dann daran denke, daß ich an diesem Abend nicht hier sitzen könnte, fröstele ich leise vor mich hin ...

Die Möglichkeit bestünde für einen Journalisten natürlich durchaus, genau so wie sie für die Angehörigen verschiedenster Berufe besteht. Es gibt an diesem Abend eine ganze Menge Menschen, die ferne der Wärme des häuslichen Weihnachtsbaumes und ferne der Wärme vertrauter Angehöriger ihrer üblichen Arbeit nachgehen müssen. Tramkondukteure etwa. Telefonistinnen. Zollbeamte. Grenzwächter. Feuerwehrlaute. Serviertöchter in den wenigen Gaststätten für wenige Einsame ...

Für sie alle ist die heilige Nacht

nicht heilig. Und nicht wehevoll. Und nicht besonders. Sondern eben ganz einfach eine Nacht wie jede andere ...

Zu den Weihnachtslosen gehören übrigens auch die Polizisten, und von einer Polizistenweihnacht will ich Ihnen jetzt erzählen.

Es war in ...

Nein, ich sage nicht, wo es war. Ich möchte nicht, daß die betreffenden Uniformen Schwierigkeiten mit ihren Vorgesetzten bekommen. Es war also in irgendeiner Stadt der Schweiz und es war heilige Nacht und ich hatte beschlossen, eine Reportage über Leute, die in der Weihnachtsnacht arbeiten müssen, zu machen.

Auf dieser Reportage stiefelte ich schließlich auch in einen Polizeiposten, und wie Polizeiposten bei uns sind, weiß man ja. Sie werden an Trostlosigkeit wohl nur noch von den Wartesälen der Bahnhöfe überboten. Ihre Wände sind gelblich angelauten, ihre Böden zerscheuert und ihre wenigen Stühle wacklig und krank. An den Wänden kleben Plakate mit Verordnungen und überall riecht es ein wenig säuerlich nach verschwitzten Uniformen. Es ist nicht schön.

Auf einen solchen Posten kam ich also. Angemeldet war ich nicht. So passierte es, daß ich zuerst eine ganze Weile in einem halbdunklen Vorraum herumstand. Ich glaube, ich hätte in dieser Zeit mindestens sieben Gummiknüppel, sieben Helme und diverse andere polizei-eigene Requisiten mitlaufen lassen können. Das alles hing nämlich an Kleiderhaken und wurde keineswegs bewacht. Ich entwendete indessen nichts, und zwar nicht nur weil es Weihnachten war, sondern weil ich überhaupt nur höchst selten stehle und auch dann fast nie auf einem Polizeiposten.

Schließlich erschien doch ein Polizist und fragte mich, was ich wolle. Als ich es ihm mitgeteilt hatte, blühte er auf und lud mich, beinahe devot, ein, an der bescheidenen Weihnachtsfeier, die eben im Gange sei, teilzunehmen ... Es war wundervoll!

Da saßen sie im Mannschaftsraum um einen langen Tisch und die Helme lagen neben ihnen und sie hatten die Kragen ihrer Uniformen geöffnet und sahen so gar nicht mehr bedrohlich und respekteinflößend aus. Als ich eintrat, zündete gerade einer die Kerzen des Weihnachtsbaumes in der Ecke an und alle schauten ihm andächtig zu. Dann löschten sie das Licht und einer sagte: «Stille Nacht» und dann begannen sie das Lied zu singen. Es klang nicht besonders schön und auch nicht besonders richtig, aber es war doch seltsam ergräu-

end und auf besondere Weise rührend, wie diese großen, vierschrotigen Männer da saßen und nicht mehr an Parkiersünder, Nachtruhestörer, Einbrecher und Totschläger dachten, sondern an den «holden Knaben im lockigen Haar» und an das traute hochheilige Paar ...

Es war richtig und regelrecht Weihnachten, ich kann es nicht anders sagen ...

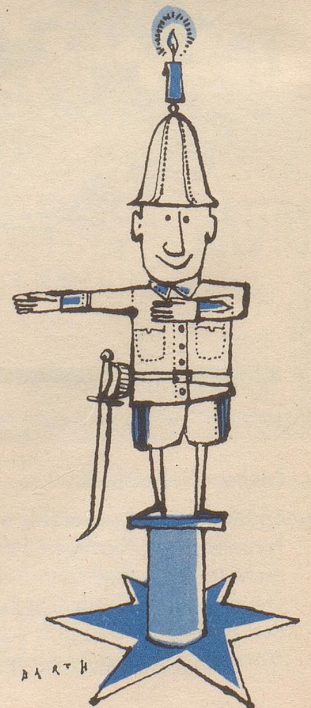
Als das Lied zuende war, schwiegen sie alle ein bißchen, hüstelten verlegen vor sich hin und wußten nicht genau, was sie mit ihren großen Händen anfangen sollten ...

Aber dann stand einer auf und machte das elektrische Licht wieder an und ein anderer meinte, daß es nun doch Zeit sei, an das Weihnachtsmahl zu gehen ...

Also ich muß sagen, ich war schon an sehr üppigen Banketten und ich habe schon diverse rauschende Gelage mitgemacht. Aber das alles war nichts gegen dieses Weihnachtsessen auf dem Polizeiposten von ... Nein, ich sage es nicht!

Es begann mit Poulet, Gans und anderen Sorten von Geflügel. Dann folgte kalter Braten. Dann Pudding. Dann noch ein Pudding. Dann Vanillecreme. Dann gemischtes Eis. Dann Kuchen. Dann Gebäck. Dann noch einmal Pudding. Und dann wieder Kuchen.

Als ich gerade fragen wollte, woher alle diese schönen Dinge stammten, öffnete sich die Türe und ein Herr erschien und der hatte eine riesige Schüssel in der Hand und wünschte frohe Weihnacht und verschwand. Als er weg war, erklärte mir der Wachtmeister Franz, daß es sich um einen Wirt gehandelt habe. Und damit war das Rätsel der Herkunft von all den Herrlichkeiten gelöst. Sie stammten samt



und sonders von den Besitzern der Restaurants des Reviers. Die hatten nämlich ein besonderes Interesse daran, sich mit den Polizisten gut zu stellen. Von wegen Polizeistunde ...

Die waren übrigens auch die Spender der diversen Getränke, die es nun gab. Man hatte sie schön kühl gestellt und zwar ausgerechnet unter der Pritsche, auf die sich für gewöhnlich jene Automobilisten zu legen haben, die unter dem Verdacht der Trunkenheit am Steuer stehen ...

Es waren erstaunlich viele und verschiedene Getränke und wir sprachen ihnen äußerst rege zu. Das Ergebnis war ein rasches und intensives Anwachsen der Stimmung. Bald sangen wir höchst unweihnachtliche Lieder und noch etwas später wurde es ganz turbulent, weil sie sich verpflichtet fühlten, mir die Errungenschaften der modernen Kriminalistik zu demonstrieren. Sie fesselten mich mit verschiedenen Handschellen und erklärten mir ausführlich die besonderen Vorteile der einzelnen Systeme. Außerdem führten sie mir die Geschicklichkeit der Polizeihunde vor, indem sie diese auf die Marzipansachen, die am Weihnachtsbaum hingen, hetzten. Und schließlich sperren sie mich in eine Zelle und taten scherzeshalber so, als ob sie mich dort lassen wollten. Es machte mir allerdings wenig aus, ich war bereits mindestens so blau wie ihre Uniformen ...

Aus dem gleichen Grunde erinnere ich mich der weiteren Vorgänge nur noch undeutlich. Ich weiß, daß ich mit sämtlichen Anwesenden Blutsbrüderschaft schloß, daß ich versprach, keinem von ihnen mehr (Tschugger) nachzurufen, daß ich fortan einen Hauptteil meiner schriftstellerischen Tätigkeit in den Dienst der Verständigung zwischen Zivilisten und Polizisten stellen werde und noch ein paar andere Dinge mehr. Sie hingegen gelobten mir, daß sie mich nie mehr büßen und nur ganz notfalls verhaften würden.

Und als ich gegen drei Uhr sie bat, mir ein Taxi zu bestellen, da protestierten sie heftig und überredeten mich, mit dem eigenen Wagen nachhause zu fahren. Als ich widersprach, wurden sie traurig, denn sie behaupteten, ich mißtraue ihnen und glaube, sie würden mich wegen Trunkenheit am Steuer verhaften und das sei nicht nett von mir. Also gab ich nach und sie geleiteten mich unter Absingen fröhlicher Weihnachtslieder an meinen Wagen und drängten mich hinein und winkten mir noch lange nach und als ich kaum zuhause war, rief einer an und beglückwünschte mich

zu meiner raschen und sicheren Heimkehr und verließ der Hoffnung Ausdruck, daß ich fortan die Polizei in guter Erinnerung haben möge.

Und das habe ich denn auch.

An jedem heiligen Abend denke ich wieder gerne und leicht gerührt an die Polizisten von ...

Nein, ich sage nicht, wo es war. Nur soviel: Nicht in Zürich!



Wunschzettel

Mein liebes Christkind! Es gibt zwar einige Leute, die behaupten, daß es Dich gar nicht gibt und ich muß zugeben, daß dieses Jahr ein paar Sachen passiert sind, die ihnen rechtgeben könnten. Trotzdem möchte ich aber viel lieber nach wie vor an Deine Existenz glauben, denn ich glaube, daß es Dich nur so lange und nur so sehr gibt, als man glaubt, es gebe Dich. Ich weiß, das klingt kompliziert, aber ich bin sicher, Du verstehst mich schon ... Liebes Christkind! Es ist vielleicht unbescheiden, wenn ich Dich um die Erfüllung von ein paar privaten Wünschen bitte. Du hast dieses Jahr ja besonders viele und große Wünsche zu gewähren. Du mußt den Ungarn den Frieden bringen, weil Du ja einmal vor zweitausend Jahren versprochen hast, daß alle Menschen, die guten Willens sind, den Frieden haben werden. Das ist ein altes Versprechen, aber es ist so schön, daß man es nie vergessen hat und deshalb mußt Du es unbedingt einlösen. Ferner mußt Du auch noch Frieden nach Marokko, nach Algerien, nach Cuba, nach Aegypten und in Deine Wahlheimat Israel bringen, obwohl dort die Verhältnisse ein wenig komplizierter liegen, da man keineswegs genau weiß, ob die Marokkaner, die Aegypter usw. guten Willens sind und deshalb den Frieden auch verdient haben. Sei großzügig, liebes Christkind, drücke ein Auge zu und bringe ihnen den Frieden trotzdem. Sie brauchen ihn, auch wenn sie es gar nicht wissen. Und wir brauchen ihn und bekommen ihn nicht, wenn sie ihn nicht haben. Die Welt ist so klein geworden, wenn sie heute an einer Ecke brennt, sind alle anderen Ecken auch gefährdet ...

Aber das weißt Du ja alles viel besser als ich, liebes Christkind.

Und Du weißt auch, was Du in jene Länder bringen mußt, deren Führer dieses Jahr auf so schreckliche Weise bewiesen haben, daß sie nicht guten Willens, im Gegenteil, ausgesprochen schlechten Willens sind. Ich will Dir keine Ratschläge erteilen, ich will nur hoffen, daß es nichts besonders Weihnachtliches sei ...

Nachdem ich nun auf diese Weise einiges Verständnis für Deine Sorgen gezeigt habe, zeige nun auch Du einiges für die meinen. Erfülle mir ein paar private Wünsche. Sie sind:

1. Lasse die Leute ein bißchen gescheiter werden. Ich habe dieses Jahr solche Mühe gehabt mit Dummheiten. Mit dem Waisenkind von Engelberg. Mit den Polizisten von Zürich. Mit den Leuten der «Pro Helvetia», die kein Geld gaben, das beste Stück des besten Schweizer Dichters zu unterstützen. Mit den Hamstern. Mit ... Also bitte, lasse die Leute ein bißchen gescheiter werden. Nicht besser, nicht gütiger – nur gescheiter. Wer gescheit ist, ist besser und gütiger ...
2. Lasse die Leute großzügiger werden. Mach, daß sie sich nicht wegen jedes Hafenkäses aufregen. Mach, daß sie verdiente Kritik ertragen. Mache daß sie verdiente Hiebe einstecken, ohne grob, ausfällig und verletzend zu werden. Erschüttere ihre Selbstgerechtigkeit. Mach, daß sie nicht so sehr davon überzeugt sind, immer im Recht zu sein. Lasse die Leute großzügiger werden. Und mich auch.
3. Lasse die Leute humorvoller werden. Die Zeiten sind grau. Schenke Ihnen das Gold des Humors. Gib ihnen die Gabe, über etwas zu lachen. Oder noch besser: Ueber alles lächeln zu können. Lasse die Leute humorvoller werden. Besonders die Schweizer.

Das wäre alles, liebes Christkind! Ich weiß, es ist mehr als es scheint. Aber es ist erfüllbar.

Sogar ohne Dich!

Und deshalb schicke ich diesen Wunschzettel auch gar nicht erst ab. Sondern drucke ihn hier ab. Vielleicht werden meine Leser zu Christkindern und erfüllen mir wenigstens einen Teil meiner Wünsche. Dafür würde ich ihnen dann meinerseits alles Gute, alles Schöne und alles Angenehme wünschen. Oder noch besser: Alles was sie sich selber wünschen ...

PS. Weihnachtswünsche an mich nehme ich mit großem Vergnügen entgegen. Sofern es auch nur einigermaßen möglich ist, werde ich sie sogar prompt erfüllen ...

Im Nebelspalter der nächsten Woche werden Sie keinen Rorschacher Trichter finden ...

Eine allzu große Freude über dieses schöne Ereignis wäre indessen verfrüht. Etwas Trichterähnliches bringt er natürlich doch und zwar ist das ein Artikel, der sich «Das Jahr von J bis D» nennen und nichts anderes als eine Cabareportage des Jahres 1956 sein wird, eine Chronik der Ereignisse des mit Ereignissen wahrlich nicht geizenden Jahres, das nun bald zu Recht hinter uns liegt ...

Sechzehn Seiten des nächsten Nebelspaltes wird dieser Rückblick einnehmen. Das ist viel, aber ich darf Ihnen tröstlicherweise verraten, daß es keine sechzehn Seiten aus meiner Feder sein werden. Zu Ihrem und meinem Glück wird der größere und mit Verlässlichkeit auch bessere Teil dieser Cabareportage von einem Manne bestritten, der heute unbestrittenermaßen zu den hervorragendsten politischen Karikaturisten der Welt gehört. Sie sehen, ich spreche von H. U. Steger, dem Zeichner der «Weltwoche». Nach länglichen Unterbeziehungsweise Ueberredungen ist er von seinem ehernen Prinzip, für keine andere Zeitschrift politische Karikaturen zu liefern, abgerückt und hat sich an die Riesearbeit gemacht, mit seinem scharfen und witzigen Stift zu fixieren, was sich dieses Jahr so alles entwickelt hat. Eine der ersten Zeichnungen habe ich ihm behend entrissen. Sie stellt einen Herrn dar, der uns dieses Jahr eine besonders lange Nase gedreht hat. Steger nennt ihn «Zwerg Nasser». Hier ist er:



Nun? Das trifft doch, oder nicht? Daß auch alle anderen Zeichnungen unserer gemeinsamen Rückschau so treffen mögen und daß auch Sie sich schon ein bißchen auf sie freuen, wünscht Ihnen

Ihr
Werner Wollenberger



DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben ...

Wer über das Stadttheater Zürich schreibt, dem wird sogar außerordentlich viel und reichhaltig geschrieben. Ich kann Ihnen das aus Erfahrung sagen, denn ich habe da vor einiger Zeit den Versuch einer Kritik an der Aufführung von »Kiss me Kate« unternommen.

Da kam nun zwar kein offizieller Brief dieser Institution, was dem neuen Leiter des Unternehmens ein gutes Zeugnis ausstellt und ihm Geschick im Umgang mit Zeitungsleuten attestiert, es kam da aber immerhin so etwas wie ein offiziöser. Geschrieben wurde er von Herrn Hartogs und zwar vermutlich vor allem deshalb, weil dieser mit der ganzen Aufführung überhaupt nichts zu tun hatte. Er sang nicht mit, er spielte nicht mit, er tanzte nicht mit, er dirigierte auch nicht und ist deshalb als relativ neutraler Mensch anzusehen. Ich sage »relativ«, denn ganz ist er es nicht, was daraus hervorgeht, daß er am Stadttheater Zürich eine ziemlich feste Anstellung als Kapellmeister besitzt und auch ziemlich viel dirigiert ...

Herr Hartogs setzte sich also für seine von mir teils mißhandelten, teils mißverstandenen Kollegen ein, was natürlich schön von ihm ist,

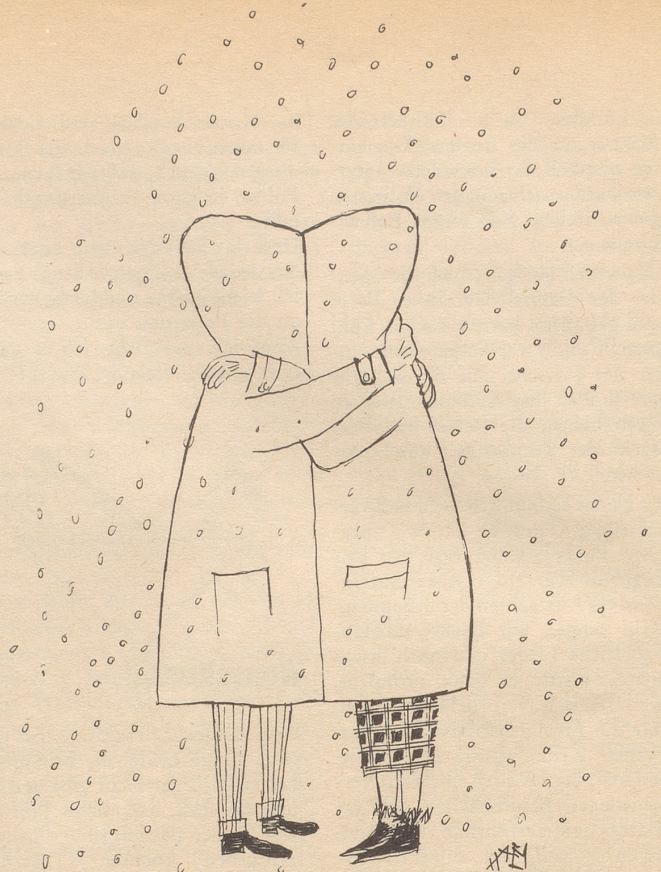
obwohl ich persönlich der unmaßgeblichen Ansicht bin, Solidaritätskundgebungen seien nur notwendig, wenn die Angegriffenen sie nötig haben. Erstklassige Leute haben sie meist nicht notwendig.

Der Brief, den ich bekam, hat einen großen Vorteil und zwei noch größere Nachteile. Um mit dem ersten zu beginnen: Er ist außerordentlich witzig. Tatsächlich! Ohne Ironie! Ich möchte sagen, er hat mindestens dreimal soviel Witz und Humor als die ganze Inszenierung von »Kiss me Kate«. Wenn Herr Hartogs auch komponiert, dann soll er sich schnell ein Libretto für ein schweizerisches musical schreiben. Er kann es ganz bestimmen! Wenn es nur halb so spaßig ist, wie sein Brief, wird es ein großer Erfolg sein. Sein Brief ist nämlich wirklich geistreich. Zum Zeichen, daß ich das ernst meine, fordere ich hiermit Herrn Hartogs auf, einmal etwas für den »Rorschacher Trichter« zu schreiben. Irgendetwas. Was ihm gerade einfällt. Die neue Rubrik »Gast der Woche« wartet auf ihn ...

Leider hat das Schreiben aber auch die erwähnten zwei Nachteile. Der erste: Es ist viel zu lang, als daß ich es hier abdrucken könnte. Beinahe vier eng beschriebene Druckseiten, das ist übertrieben. Damit möchte ich meine Leser nicht belästigen, denn ich glaube kaum, daß die ganze Sache eines so großen Aufhebens wert ist. Was ich gerne täte, wäre dieses: Auszüge aus dem Brief zum Abdruck bringen. Doch an dieser Stelle setzt Nachteil Nummer 2 ein: Herr Hartogs verbietet mir ausdrücklich, lediglich Auszüge zu veröffentlichen. Er will alles oder nichts.

Also ist es nichts ... Immerhin darf ich Ihnen vielleicht doch den ungefähren Inhalt ver raten. (Das ist mir nämlich nicht untersagt. Wenigstens nicht ausdrücklich.)

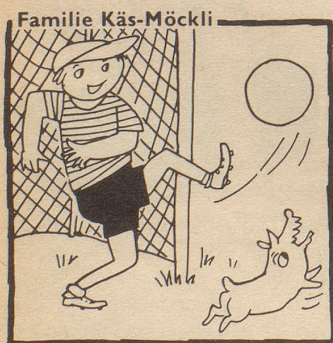
Da wird mir zunächst einmal vorgeworfen, ich maße mir an, von



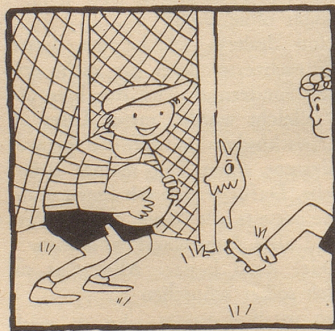
Diskrete Mode

einem musical mehr zu verstehen, als alle daran Beteiligten, mehr also als Regisseur, Schauspieler, Kapellmeister, Choreograph usw. Auf diesen Vorwurf gehe ich nicht ein. Er ist zu alt und wird von kritisierten Theaterleuten zu oft erhoben. Außerdem ist er unhaltbar. Um von der »Sixtinischen Madonna« etwas zu verstehen, brauche ich ja schließlich nicht unbedingt der Raffael zu sein, nicht wahr? Etwas später wehrt sich Herr Hartogs gegen meine Vermutung, die Musik von Cole Porter sei in Zürich unfachgemäß gespielt worden. Das heißt, nicht so »jazzy« wie sie eigentlich gemeint war, als sie in Amerika geschrieben wurde. Er

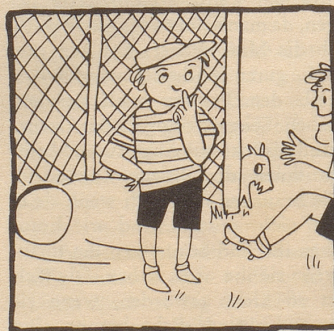
glaubt (belehrt vom Dirigenten des Abends) es liege an der Komposition, wenn es im Stadttheater Zürich während »Kiss me Kate« nach altem deutschen Jazz klinge. Außerdem sei es nicht gut möglich, eine Kapelle von 45 Jazzmusikern aus Amerika zu holen, nur um ein musical von dort auszuführen. Dieser Meinung bin ich selbstverständlich auch. Gerade deshalb möchte ich den Vorschlag machen, die Jazzmusiker in Zürich zu suchen. Als man in Frankreich »Kiss me Kate« spielte, tat man das. Man ging hin und engagierte acht Mann, die den Grundstock des Orchesters bildeten und besonders an den »heiß« Stellen des Stückes in Aktion



Hansli ist prima ...



in Form!



Doch halt, was ist passiert? ...



Dass er so plötzlich nach Hause rennt! Er will das ...

zu treten hatten. In Zürich gibt es solche Jazzleute auch. Zum Beispiel: Boris Merzson. Zum Beispiel: Francis Burger. Zum Beispiel Aber das weiß ein Kapellmeister ja viel besser ...

Ein nächster Vorwurf: Ich hätte ja weniger Erfahrung in musicals als die Leitung des Stadttheaters, die sich immerhin zuerst Aufführungen von musicals in München und Wien angesehen hätten. Daran schließt sich die ironische Frage, wo ich sonst noch in Europa musicals gesehen haben könnte.

Nun, weil ich gerade meinen netten Tag habe, lasse ich hier eine kleine Liste folgen:

München: «Fanny» (Pagnol-Rome), inszeniert von Duvoisin, dirigiert von Varviso, ausgestattet von Bignens. Sämtliche Genannten sind Schweizer. Dies kuriositäts-halber.

Berlin: «Kiss me Kate», gespielt von Hannelore Schroth (Kate), inszeniert von Leonard Steckel (kein Unbekannter, oder?), sowie begleitet von zwei Klavieren.

Frankfurt: «Kiss me Kate», gespielt von Elisabeth Wiedemann (Kate), inszeniert von Harry Buckwitz, ausgestattet von Max Bignens (bereits erwähnt).

Basel: «Kiss me Kate», inszeniert von Duvoisin ...

Zürich: «Kiss me Kate» – Cinema Nord-Süd

«Carousel» – Cinema Rex. Außerdem: «Annie get your gun», «Cover-Girl», «Call me Madame», «Seven brides for seven brothers». Um nur die wichtigsten zu nennen. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich nicht mehr weiß, in welchem Kino ich sie gesehen habe. Auf jedenfalls in einem europäischen.

Und weil ich gerade bei diesen Beispielen bin: Sie entkräften den schlimmsten Vorwurf, den mir Herr Hartogs macht, nämlich denjenigen, ich hätte nur erwähnt, was schlecht sei und nicht, wie es bes-

ser gemacht werden könnte. Abgesehen davon, daß es nicht meine Aufgabe ist, im Stadttheater Zürich schriftliche Regie zu führen, ist jedem, der auch nur einmal ein musical woanders gesehen hat, klar, wie man es hätte besser machen können. Beziehungsweise richtig ... Um gerecht zu sein, muß ich jetzt noch rasch ein paar Briefchen zitieren, die nicht aus dem Stadttheater stammen und deren Veröffentlichung mir gestattet ist.

Frau Ida I. schreibt, nicht ohne leisen Tadel an meiner Kritik:

«Ist es nett von Ihnen, daß Sie die mühsamen Versuche eines obnehin nicht guten Theaters so gar nicht würdigen?»

Herr Dr. med. M. P. kommt medizinisch:

«Ihre Glosse «Operette ohne Operette» hat mir so wohl getan, daß meine Extrasystolen (Herzstolpern), die ich seit einiger Zeit wegen zu vielem Rauchen und etlichem Aerger hatte, während der Lektüre plötzlich verschwanden ...»

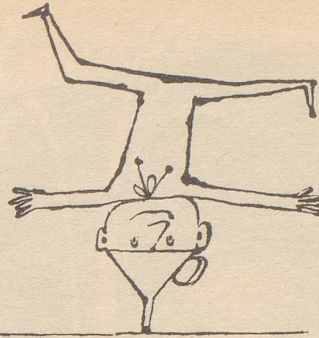
Herr K. R. bin ich zu besonderem Dank verpflichtet:

«Falls Ihr Artikel über unser Zürcher Institut zur Aufführung von Bühnenwerken mit Musik ein gerichtliches Nachspiel haben sollte, was ich für durchaus möglich halte, werde ich mich ohne zu zögern in die Reihen der Entlastungszeugen stellen ...»

Folgt eine längliche Klage über entschundene Zeiten schöner Stimmen auf den Brettern des Stadttheaters und dann der Satz:

«Ich wünsche niemandem etwas Böses, aber ich wünsche unseren Sängerinnen und Sängern, nur einmal eine Aufführung anhören zu müssen, in der sie mitsingen ...»

Hier geht Herr R. wohl zu weit. Ich habe inzwischen eine Aufführung des «Fidelio» gehört und in der hatte es zum mindesten drei gute Sänger. Ich sage nicht welche. Das ist auch gar nicht nötig. Wer hingeht, hört es selber rasch ...



Heiter bis sonnig:

... und es stinkt doch!

Die alten Römer haben außer diversen Kaisern, Feldherren, dem Feinschmecker Lucullus, dem Colosseum, den römischen Zahlen und diversen andern Dingen auch noch eine erhebliche Anzahl geflügelter Worte hervorgebracht. Leider weiß ich die meisten davon nur noch rudimentär und außerdem grammatikalisch nicht mehr ganz einwandfrei. Eine davon ist mir immerhin im Gedächtnis geblieben. Vermutlich seiner Kürze wegen. Es heißt: «Non olet.» Auf deutsch bedeutet das: Es stinkt nicht. Und gemeint ist damit das Geld ...

Ich muß hier erwähnen, daß ich glaube, die Römer haben es besser gehabt. Heutzutage gibt es nämlich stinkendes Geld. Ueber alle sieben Meere und zu allen Himmeln stinkendes ...

Ich spreche von stinkendem Geld und meine damit blutiges. Also spreche ich vom Mammon, den die sogenannten Ostgeschäfte einbringen. Was das ist, brauche ich wohl nicht zu erklären. Es ist, um es ganz kurz zu sagen, nichts anderes als eine Schweinerei in Banknotenform.

Leider soll diese Schweinerei auch bei uns vorkommen. Leider soll es auch hier Leute geben, die den Russen und ihren Satelliten um einiger Tausender oder Hunderttausender willen die Möglichkeit geben, ihre Ziele bequemer und unbelastet von Produktionsschwierigkeiten zu verfolgen.

Brauche ich etwas über diese Ziele zu sagen?

Ich brauche nicht!

Brauche ich über die schweizerischen Ostgeschäfts-Leute etwas zu sagen?

Ich brauche!

Ich brauche zu sagen, daß sie sich ein Beispiel nehmen sollen. Sowie eine Schere, um den folgenden Brief, der mir zufällig in die Hand gefallen ist, auszuschneiden und aufzukleben und auf ihrem Pult zur immerwährenden Betrachtung auszustellen. Es ist der Brief einer schweizerischen Maschinenfabrik

XYZ. in W. und er ging am 6. November 1956 nach Ostberlin ab. An die «deutsche Innen- und Außenhandels-Stelle» in der Mohrenstraße. Und er lautet:

«Hiermit sehen wir uns veranlaßt, unser durch obgenannte Proforma-Rechnung unterbreitetes Angebot für die Lieferung eines XYZ-Stanzautomaten in aller Form zu widerrufen.

Wir können es nicht verantworten, mit einem Staate Handel zu treiben, zu dessen Credo die Befürwortung eines der verabscheuungswürdigsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte gehört: Wir denken an die an Brutalität, Zynismus und Hinterhältigkeit ohne Präzedenz dastehenden Gewaltakte der Sowjets in Ungarn. Mit Empörung müssen wir feststellen, daß die leitenden Organe der Deutschen Demokratischen Republik, anstatt sich von dieser Menschenschlächtereie zu distanzieren, mit dieser sogar noch sympathisieren. Grauen erfaßt uns, wenn wir daran denken, daß wir im Begriffe standen, mit Amtsstellen dieses Staates in nähere Handelsbeziehungen zu treten und dadurch an den Aufbau einer offensichtlich auf gleich verabscheuungswürdiger Basis aufgebauten Terror-Wirtschaft beigetragen hätten. Weit lieber verzichten wir auf Aufträge und Beschäftigung.

Wir sind uns der Tragweite unseres Beschlusses vollkommen bewußt. Namentlich erkennen wir, daß der unmittelbar durch unseren Widerruf betroffene Interessent für die Schandtaten der Sowjetarmee und die Sympathisierung der Regierung der DDR mit diesen Ungeheuerlichkeiten, persönlich nicht verantwortlich gemacht werden kann. Hingegen sind wir frei, auf die Art und Weise gegen Verbrechen zu protestieren, die wir für richtig halten. Indem wir bedauern, Ihnen in unmißverständlicher Weise unsere Empörung und die sich daraus ergebenden Konsequenzen zur Kenntnis bringen zu müssen, wiederholen wir den Widerruf aller unserer Angebote.

Maschinenfabrik XYZ-AG.

Folgen zwei Unterschriften, die ich weglassen.

So, das wär's!

Und es ist ihm auch gar nichts hinzuzufügen.

Außer:

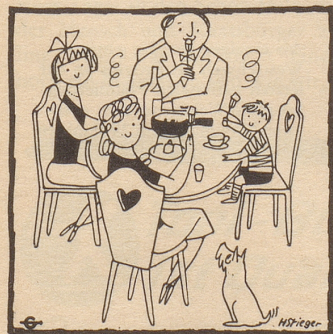
Bitte nachmachen!

Denn:

Es stinkt, das Geld aus dem Osten. Es stinkt über alle sieben Meere und zu sämtlichen Himmeln.

Und es ist blutig ...

Und wird eines Tages vielleicht noch blutiger werden und das Blut wird dasjenige der Verdienner sein ...



Familien-Fondue nicht verpassen. Fondue ist seine Leibspeise,

denn Fondue isch guet und git e gueti Luune!

A propos Käse:

Eine Mischung aus Emmentaler- und Greyzerkäse (z. B. 1/2 Emmentaler und 1/2 Greyzer) ergibt ein ausgewogenes und aromatisches Fondue. Besprechen Sie sich mit Ihrem Käsehändler, er wird Sie gut beraten und Ihnen seine schönsten Käse oder seine beste Fonduemischung offerieren. Das rote Fondue-Rezept bekommen Sie bei Ihrem Käsehändler. Verlangen Sie es heute noch.

Der Fondueschmaus ist – als Mitttag- oder Abendessen – ein schöner wöchentlicher Brauch.



Schweiz. Käseunion AG